

# Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Impressum](#)

[Autor und Klappentext](#)

[Titelseite](#)

[1 - Die Liebe](#)

[2 - Die Liebe ist alles, was existiert](#)

[3 - Die Invasionen](#)

[4 - Die Liebe ist unmöglich](#)

[5 - Die Pest](#)

[6 - Liebe ist Einsamkeit](#)

[7 - Der Tod](#)

[Quellenangaben](#)

[Leseproben](#)

[Ryu Murakami - Das Casting](#)

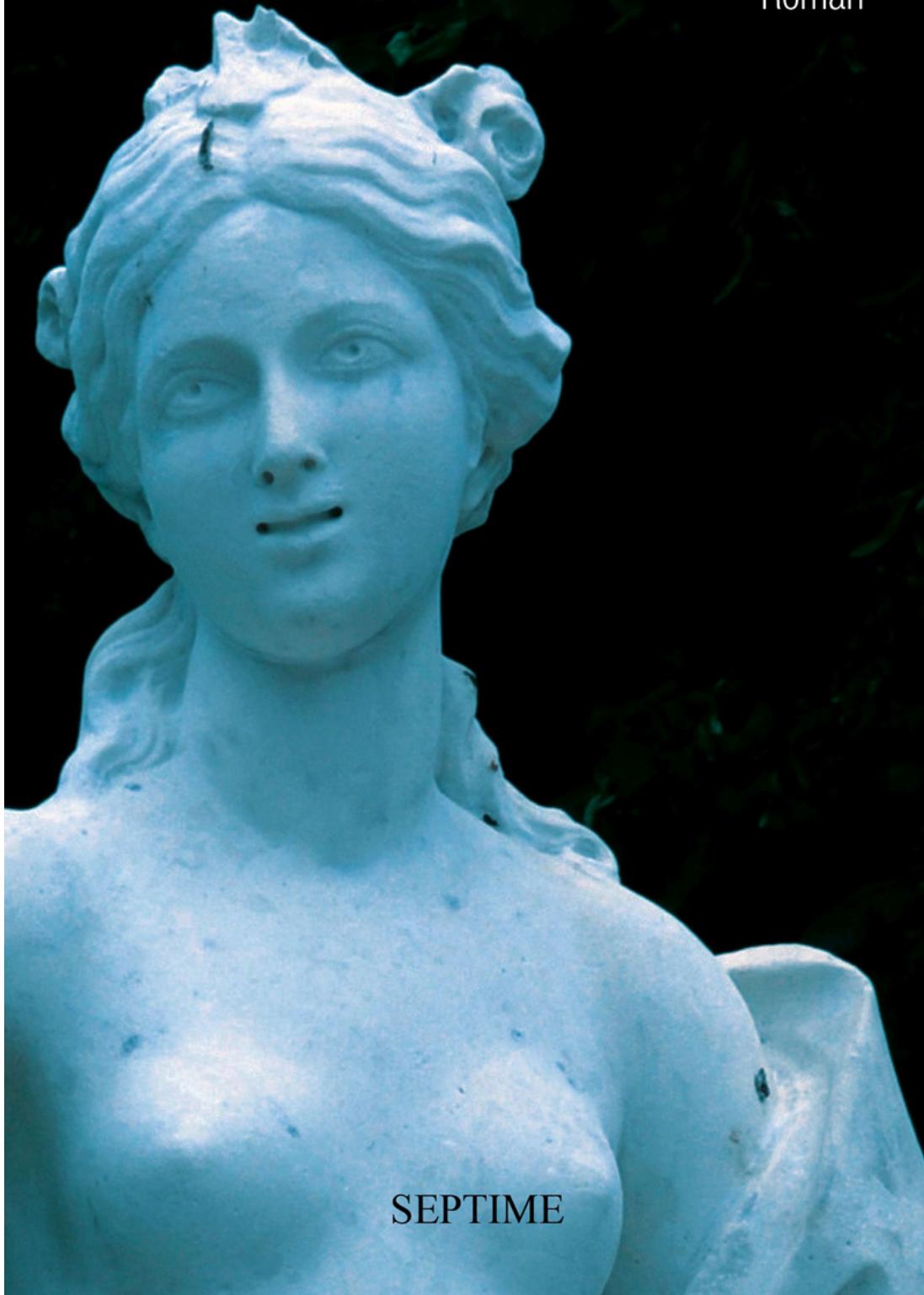
[Tobias Sommer - Jagen 135](#)

[Jürgen Bauer - Was wir fürchten](#)

[Clint Hutzulak - Ein wunderschön tödliches Ende](#)

[Fußnoten](#)

José Luís Peixoto **Das Haus im Dunkel**  
Roman



SEPTIME

Originaltitel: Uma Casa na Escuridão  
© 2002 José Luís Peixoto

Funded by the Direção Geral do Livro, dos Arquivos e das  
Bibliotecas

José Luís Peixoto, Das Haus im Dunkel  
© 2015, Septime Verlag, Wien  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Christie Jagenteufel  
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz  
Umschlagbild: © PackShot - Fotolia  
ISBN: 978-3-903061-14-9

Printversion: Hardcover, Schutzumschlag, Lesebändchen  
ISBN: 978-3-902711-34-2

**[www.septime-verlag.at](http://www.septime-verlag.at)**  
[www.facebook.com/septimeverlag](http://www.facebook.com/septimeverlag) |  
[www.twitter.com/septimeverlag](http://www.twitter.com/septimeverlag)

## **José Luís Peixoto**

Jahrgang 1974, studierte Moderne Sprachen und Literaturen (Englisch und Deutsch) an der Universidad Nova de Lisboa. Er ist Autor von Romanen, Gedichten, Theaterstücken sowie von Reiseliteratur und Kolumnen. Für seine Werke erhielt der portugiesische Autor zahlreiche Auszeichnungen wie den Literaturpreis »José Saramago«. Seine Romane wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Mit *Das Haus im Dunkel* liegt nun erstmals eines seiner Werke auf Deutsch vor.

## **Klappentext**

Der Erzähler, ein junger erfolgreicher Atutor, führt den Leser in ein altes, von einem verwilderten Garten umgebenes und für einen Monat im Jahr in Dunkel versunkenes Haus. Er bewohnt dies mit seiner vom Lebensschmerz gezeichneten Mutter, der stillen Sklavin Miriam und unzähligen, sämtliche Räume bevölkernden Katzen. In ihm selbst lebt seine Geliebte, eine wunderschöne, der eigenen Fantasie entsprungene Frau. In diesem, nach festen Regeln uralter Ordnung lethargisch dahindämmernden Mirkokosmos taucht plötzlich ein alter Freund aus Kindertagen auf, der Prinz von Calicatri. Eine vom Prinzen angekündigte »Invasion von Barbaren« wird zur schrecklichen Realität. Viele Menschen fliehen aus der Stadt, doch einige bleiben, um sich schicksalsergeben dem Unvermeidlichen zu fügen. In furchtbarer Grausamkeit werden sie von den Invasoren entsetzlich zugerichtet, und auch das Haus im Dunkel und seine Bewohner werden von ihnen heimgesucht und nicht verschont.

José Luís Peixoto  
**Das Haus im Dunkel**  
Roman | Septime Verlag

Aus dem Portugiesischen von Ilse Dick

**MISERICORDIA TUA MAGNA EST SUPER ME**



NICHT, SAGT SIE. ES IST NICHT MEINE SCHULD.  
MEINE AUCH NICHT. SAGEN WIR EINFACH, DASS WIR  
NICHT VON DEN SÜNDEN DER ELTERN LOSKOMMEN.  
DAS IST UNNÖTIG GRAUSAM, SAGT SIE KALT.  
WANN IST GRAUSAMKEIT JE NÖTIG? SAGT ER.  
UND WIE VIEL DAVON? LIES DIE ZEITUNGEN,  
ICH HAB DIE WELT NICHT GEMACHT.

**MARGARET ATWOOD, *DER BLINDE MÖRDER***



# **1**

## **DIE LIEBE**

LOBET DEN HERRN, ALLE VÖLKER,  
PREIST IHN, ALLE NATIONEN!  
DENN MÄCHTIG WALTET ÜBER UNS SEINE HULD,  
DIE TREUE DES HERRN WÄHRT IN EWIGKEIT.  
HALLELUJA!

**Ps. 117, 1,2**



**ES WAR EINMAL EIN SPÄTNACHMITTAG.** In einem September unter den Septembern meines Lebens. Ich saß im Schaukelstuhl auf der Veranda und las ein Buch, dessen Seiten vom letzten Licht des Tages gelb getönt waren. Ich schaukelte ganz sachte, als wäre ich beim Schaukeln eingeschlafen und als würden die Beine mechanisch damit fortfahren, mich vom Boden abzustoßen und langsam zurückzuschwingen. Am anderen Ende der Veranda, vor der Küchentür, saß meine Mutter in einem Lehnsessel. Die Sklavin Miriam hatte sie eben gebadet und gekämmmt. Die Katzen lagen in kleinen Hügeln da und atmeten in den Boden. Hin und wieder erhob sich eine von ihnen majestätisch und strich an den Beinen meiner Mutter entlang, oder an den Beinen der Sklavin Miriam oder an meinen Beinen. Meine Mutter hielt die Augen geschlossen, während sie gekämmmt wurde. Ihr Haar war über die Sessellehne gebreitet, ihr Körper noch weich vom Wasser, die Haut gerötet. Die Sklavin Miriam trat vor meine Mutter, ohne dass die Schritte ihrer kleinen Füße zu hören gewesen wären, und beugte sich nieder. Sie zog aus der Schürzentasche eine Schere, stützte einen der Füße meiner Mutter auf ihrem Schoß ab und begann, ihr die Fußnägel zu schneiden. Ich hob den Blick von meinem Buch, um ihr zuzusehen. Zwischen ihren zarten Fingern nahm sich der dicke Fuß meiner Mutter wie ein grotesker Gegenstand aus. Ich kehrte zu meinem Buch zurück und fühlte, wie die Wörter meinem Blick zu entschwinden suchten. Fahrig bewegten sie sich hin und her, als wollten sie aus der Seite schlüpfen und in die Freiheit der am Himmel verstreuten Wörter entwischen. Ich ließ das Buch sinken und blickte geradeaus. Die Berge vor mir, die ganze Landschaft, die letzten Vögel, der Garten und die Gräser, alles blieb, wie es war. Mit einem Finger zwischen den zuletzt gelesenen Seiten klappte ich das Buch zu und sah, wie das ganze Buch zitterte. Dieses Buch war Jahre hindurch in der Bibliothek gestanden. Sein blauer Rücken war Jahre

hindurch auf dem zweiten Regalbrett gleich gegenüber der Tür gestanden. Jahre hindurch hatte sich der blaue Buchrücken zwischen roten Buchrücken befunden. Als ich noch klein war und mit meinen Autos spielte, schob ich sie über die Regalbretter, die Autobahnen waren, und von all den Büchern, die für mich hohe Häuser darstellten, war das Buch mit dem blauen Rücken immer mein Haus. Ich hielt mein Spielzeugauto mit Daumen und Zeigefinger fest und fuhr es zu meinem Haus, dem Buch mit dem blauen Rücken, parkte es neben den roten Häusern, und in meiner Fantasie ging ich nach Hause, schlief dort eine sekundenlange Nacht, setzte mich wieder in mein Auto und lenkte es über die Regalautobahnen. Dieses Buch zitterte nun in meiner Hand. Einen Augenblick lang befürchtete ich einen Aufstand der Wörter. Als ich das Buch weglegte, bemerkte ich jedoch, dass es meine Hand war, die zitterte. Es war meine rechte Hand, die zitterte. Mit Unbehagen betrachtete ich eine Weile meine zitternde Hand, als gehörte sie nicht zu mir, als gehörte sie jemand anderem. Ich betrachtete sie, ohne sie zur Ruhe zu bringen. Von diesem Tag an und an allen darauf folgenden Tagen begann meine rechte Hand bei Sonnenuntergang zu zittern und zitterte die ganze Nacht hindurch.

Ich wusste nie, weshalb ich schrieb. Wenn ich schrieb, setzte ich mich an den Schreibtisch, zog ein weißes Blatt Papier hervor, griff nach meinem Stift und fand die Worte, eines nach dem anderen. Jahrelang sah ich meinen Vater dasselbe Ritual vollziehen. Mein Vater schrieb Sonette. Jeden Abend setzte er sich nach dem Essen an den Schreibtisch, zündete eine Pfeife an und begann zu schreiben und durchzustreichen, zu schreiben und durchzustreichen, zu schreiben, das Geschriebene leise zu lesen, nachzudenken, durchzustreichen und zu schreiben. Meine Mutter setzte sich an ihre Stickerei. Am Ende des Abends hatte mein Vater ein Sonett fertig, und wir gingen zu Bett. Wenn jemand zu uns zum Abendessen kam, verließen wir danach das Speisezimmer und begaben uns in den Salon. Die Damen hüstelten verhalten, und mein Vater las einige Sonette vor. Am Ende klatschten alle lautlos in die Hände. Die Damen nickten einander zu. Die Herren sagten sehr gut und schüttelten meinem Vater die Hand. Als ich sechzehn Jahre alt war, schenkte mir mein Vater den Stift, mit dem ich meine erste Kurzgeschichte, meine erste Novelle, meinen ersten Roman schrieb. Alles, was aus mir einen Schriftsteller gemacht hat, wurde mit diesem Stift geschrieben. Mit demselben Stift, den ich genau zehn Jahre, nachdem ich ihn geschenkt bekommen hatte, ins Feuer werfen würde, bis ich ihn als ein Nichts sehen sollte, nicht einmal als verglimmende Glut, nicht einmal als Häufchen Asche in der Form eines Stifts.

An diesem Abend betrat und verließ die Sklavin Miriam während der Mahlzeit immer wieder das Speisezimmer mit vollen und leeren Platten, von denen meine Mutter aß, als hätte sie noch nichts zu sich genommen. Meine Mutter, der Sauce über das Kinn lief. Meine Mutter, die früher stets mit Messer und Gabel gegessen hatte, schaufelte mit einem Löffel klein geschnittenen Braten und Reis in den Mund. Wir aßen jeden Tag Braten und Reis. Jeden Tag lief meiner Mutter Sauce über das Kinn. Als wir jeden Tag Braten und Reis zu essen begannen, als meine Mutter aufhörte, mit Messer und Gabel zu essen, versuchte ich, es ihr gleichzutun. Vielleicht versuchte ich, sie auf mich aufmerksam zu machen. Vielleicht wollte ich, dass sie mich ansah. Eine Zeit lang versuchte ich, genauso viel zu essen wie sie, mir im selben Moment wie sie noch einmal nachzunehmen. Die Sklavin Miriam kam herein, um meiner Mutter Braten und Reis auf ihren und auch auf meinen Teller zu legen. An diesen Tagen war ich sehr voll. Das Essen machte mich bis oben hin voll. Ich hatte Braten und Reis in den Armen, in den Beinen, im ganzen Körper. Mir schien, mein Blut bestünde aus Sauce und mein Herz aus Braten und Reis. Meine Lunge bestand aus Braten und Reis, denn ich atmete Braten und Reis aus. Eines Abends erbrach ich mich am Schreibtisch nach dem Essen über drei Seiten einer Kurzgeschichte, die ich zu schreiben begonnen hatte. Diese Kurzgeschichte schrieb ich nie zu Ende und ich hörte auf, es meiner Mutter gleichzutun. Die Wochen voller Mühen hatten keinerlei Wirkung gezeigt: Meine Mutter nahm keinerlei Notiz von mir, und wenn sie in meine Richtung sah, tat sie es mit blicklosen Augen, mit großen wässrigen Augen, die nicht den Ort sahen, auf den sie blickten. Ich aß wieder normal mit Messer und Gabel, achtete nicht mehr auf meine Mutter. An diesem Abend saß ich, die Serviette auf dem Schoß, vor dem leeren Teller und betrachtete meine zitternde rechte Hand. Am Tisch gesprungene Platten, altes und von vielen Jahren

abgenütztes Besteck, von Großeltern der Großeltern abgeschlagene Teller. Ich stand auf, als meine Mutter aufstand. An diesem Abend setzte ich mich nicht an den Schreibtisch. Die Hand hörte nicht auf zu zittern, und in mir zitterte eine Sorge. Ich blieb im Wohnzimmer. Damals war die Schlossherrin von Siliae die beste Freundin meiner Mutter. Ohne mich zu rühren, hörte ich die beiden telefonieren. Die Stimme meiner Mutter erklang verzerrt durch die Korridore und kam mir wie eine Erinnerung oder irgendetwas Unbestimmtes und Unpersönliches vor. Ich nahm eigentlich nicht wahr, was sie sagte, denn es interessierte mich nicht. Aber ich hörte sie, denn es waren die einzigen Laute, die im ganzen Haus zu hören waren. Bevor sich meine Mutter mit der Schlossherrin von Siliae zerstritt, sie eine dumme Ziege nannte und sie mit Fußtritten die Treppe hinunterstieß, kam diese für gewöhnlich zu uns, um bei einer Kanne Tee mit meiner Mutter zu tuscheln. Sie hatte eine Sklavin, ich glaube, sie hieß Maria, die eine weiche und mütterliche Miene hatte. Sie hatte eine Miene, die Trost spendete, eine Miene, die sagte ist schon gut, ist ja schon gut, eine Miene, die einen liebkoste, wenn man sie nur ansah. Sobald sich meine Mutter und die Schlossherrin von Siliae in ihrem Gemurmel einschlossen, war ich auf der Suche nach der Sklavin Maria und himmelte sie von meinem Versteck aus stundenlang für so viel Sanftheit an. An dem Tag, an dem sich meine Mutter mit der Schlossherrin von Siliae zerstritt, sie eine dumme Ziege nannte und sie mit Fußtritten die Treppe hinunterstieß, spürte ich, dass damit eine Phase meines Lebens abgeschlossen war.

Ohne schreiben, ohne denken zu können, ging ich niedergeschlagen zu Bett. Ich zog den Pyjama an und schlüpfte unter das Gewicht der Decken und Laken. Obwohl es noch zu früh zum Schlafen war, wollte ich mich dazu zwingen. Die Hand zwischen den Laken zitterte. Nach dem letzten Buch, das ich geschrieben hatte, war ich vollkommen erschöpft. Ein Roman, in dem ein Vater und ein Sohn sterben, in dem siamesische Zwillinge sterben, in dem ein greiser Mann stirbt. Ein Roman, der ein Jahr lang mein Leben beherrschte. Ein Roman, in dem die Worte all das waren, woran ich glaubte. Ich dachte schon, daher käme das Zittern meiner Hand. Ich habe stets mit dem Stift geschrieben, den mein Vater mir geschenkt hatte. Ich habe stets mit der rechten Hand geschrieben. Meine rechte Hand hat Geschichte. Als ich klein war, bemerkte die Sklavin Madalena, die Mutter der Sklavin Miriam, dass ich alles mit der linken Hand machte. Sie ließ es meine Mutter wissen, meine Mutter ließ es meinen Vater wissen, und mein Vater wies die Sklavin Madalena an, mir meine linke Hand in einem Beutel am Rücken festzubinden. Zwei Monate verbrachte ich mit festgebundener Hand, machte alles mit der Rechten. Nachdem man mir in einer Zeremonie, bei der die gesamte Familie bis hin zu den Cousins aus dem Ausland anwesend war, die Hand losgebunden hatte, konnte ich nie wieder irgendetwas mit der linken Hand tun. Jetzt war ich ein normaler Junge. Ich glaube, daran habe ich mich erinnert, als ich im Bett lag und nicht einschlafen konnte. Ich wälzte mich hin und her. Drehte mich von einer Seite auf die andere, vom Rücken auf den Bauch und dann auf die Seite, warf mich herum, ohne eine Position zu finden, die mir behagte. Die frischen Laken verwandelten sich in eine warme Masse, die an der Haut klebte - zähflüssiges, teigiges Unbehagen. Da schloss ich ganz fest die Augen und konzentrierte mich auf das, was ich sah. Etwas, das ich schon von klein auf getan habe. Ich hatte es durch Zufall entdeckt und dachte, niemand

sonst auf der Welt würde es tun. Ich schloss die Augen und sah. Sah, was man sieht, wenn man die Augen geschlossen hält. Sah das Dunkel in mir und die Lichtpunkte, die es brachen, Lichtwellen, abstrakte Lichtfiguren, Lichtgestalten, Lichtschatten im Licht des Dunkels in mir. Schließt man die Augen und fährt fort zu schauen, sieht man ein Dunkel mit kleinen Lichtwesen darin. Und man kann weder direkt auf das Dunkel noch auf das Licht blicken. Die Lichtpunkte, Lichtlinien und Lichtgestalten entziehen sich dem Blick. Das Dunkel ist so vollkommen, so tief und so unendlich, dass der Blick es nicht durchdringt und keinen Ort findet, an dem er sich niederlassen kann. In dieser Nacht begann ich jedoch, etwas in diesem Dunkel auszumachen. Allmählich glitten die kleinen Lichtpunkte, einer nach dem anderen, durch das Dunkel, und zum ersten Mal sah ich, dass sie einer Richtung folgten. Ganz langsam näherten sie sich einander in einer Harmonie, in der es noch keine Logik gab. Dann bildeten die Lichtpunkte langsam, ganz langsam Lichtketten, die wiederum Lichtlinien vor dem Dunkel bildeten. Allmählich zeichneten sich die Umrisse eines Gesichts und eines Körpers ab. Langsam, ganz langsam zeichneten sich die Züge des schönsten Gesichts ab, das ich je gesehen, und die Gestalt des schönsten Körpers, den ich je erblickt hatte. Ein Körper aus Licht inmitten des Dunkels. Eine Frau. Ich betrachtete sie, bis sie vollendet war. Ich betrachtete sie so lange, bis ich die Gewissheit hatte, ich würde niemals, nie wieder in meinem Leben eine schönere Frau sehen. Betörend schön. Und selbst als ich diese Gewissheit hatte, hörte ich nicht auf, sie zu betrachten. Sie betrachtete mich ebenfalls. Scheu, vielleicht ohne zu wissen, ob sie lächeln sollte. Und die Haut, die ich nicht berühren konnte, war die Haut einer makellosen Braut, die man küssen möchte, ohne es tun zu können, die unwirkliche Haut einer Braut, die mit Blumen im Haar zum Altar schreitet. Die Hände waren die zartesten und grazilsten der Welt, wäre die Welt nur groß

genug für so viel Zartheit und Grazie. Sie trug ein leichtes Kleid aus weißem Stoff, das ihren Körper betonte. Ihre Lippen waren fein, ihr Haar lang. Als ich die Augen aufschlug und das Bett verließ, hatte ich dieses lebende Wunder in mir. Barfuß, ungekämmt ging ich im Schlafanzug durch das Haus. Ich setzte mich an den Schreibtisch. Mit zitternder Hand hielt ich den Stift fest. Und sobald ich die Spitze des Stiftes auf das Blatt Papier setzte, hörte die Hand auf zu zittern. Ich begann, die ersten Wörter des Buches zu schreiben, das, wie ich mir als absolut sicher ausmalte, mein bestes sein würde. Ich war fünfundzwanzig Jahre, sechs Monate und neunzehn Tage alt.

Ich schrieb, bis sich der Tagesanbruch im Fenster zeigte. Die Sonne, die die Augen der im ganzen Wohnzimmer verstreuten, dahockenden, daliegenden Katzen zum Leuchten brachte. Die Sonne, die das große Sofa, das verblichene Rot unter einer Schicht von Katzenhaar zum Leuchten brachte. Die Sonne, die zum Schreibtisch gelangte und es auf den weißen Blättern Tag sein ließ. Ich schrieb zwei Seiten. Beschrieb ihr Gesicht, die Augen, die Lippen, die Haut, das Haar. Beschrieb ihren Körper unter dem Kleid, die Brüste, den Bauch, die Beine. Ich beschrieb ihre Stille. Und als mir schien, es gäbe nicht genug Worte für solche und so viel Schönheit, schloss ich die Augen und hielt still, um sie zu betrachten. Mit ihrem Glanz kam der Wunsch, sie zu beschreiben, und immer wenn ich dies tat, brachte ich zwei Wörter oder bestenfalls einen Satz zustande. Wenn sich der Tagesanbruch im Fenster zeigte, stand ich vom Schreibtisch auf und ging wieder zu Bett. Beim Einschlafen sah ich sie an. Mit ihr in mir schlief ich ein.

Ich hatte mich nie leidenschaftlich verliebt. Ab meinem siebzehnten Lebensjahr lernte ich viele Frauen kennen, und für sie alle empfand ich etwas. Las ich in ihrer Miene diesen besonderen, versonnen langen Blick, ließ ich mich beeindrucken und dachte für ein paar Wochen, ich wäre entbrannt und würde sie lieben. Aber dann die Zeit. Die Zeit stets gleich einer Brise. Eine sanfte Brise, die mir die Gefühle austrieb und mir auf die Entfernung zeigte, wie kümmерlich sie waren, arg kümmерlich und ohne Wert. Und immerzu nur Einsamkeit. Immerzu. Ich allein in meinem Leben. Dabei allein, Dinge zu sehen, die sich nicht wiederholen würden; allein zu sehen, wie das Leben verschliss, da meine Erinnerungen verschlissen. Allein mit lächerlichem Selbstmitleid, aber in echtem Leid. Nie hatte ich mich wirklich leidenschaftlich verliebt. Ich sagte viele Male ich liebe dich, aber ich bereute es immer. Immer bereute ich diese Worte.

Ich wachte mit einem Lächeln auf. Ich schlüpfte schnell in die Kleider. Ich zündete mir eine Zigarette an. In der Küche kratzte die Sklavin Miriam den Rücken meiner Mutter, ich sagte auf Wiedersehen und verließ das Haus. Auf der Veranda gab es Katzen. Auf der Treppe musste ich mir meinen Weg bahnen, um nicht auf eine der Katzen zu treten, die auf den Stufen lagen. Im Hof kamen Katzen auf mich zu, um ihr Fell an meinen Beinen zu reiben und mir adieu zu sagen. Im Auto sitzend, schloss ich die Augen und in mir drin sah ich, dass sie noch schlief. Ihre Hände, die zarten Finger unter ihrem Kopf verschränkt. Die Haut ihres Gesichts entspannt. Sie atmete ruhig, wie ein Feld im Frühling. Mit weit geöffneten Augen fuhr ich mit hoher Geschwindigkeit auf die Autobahn. Ich war dabei, meinem Verleger einen Besuch abzustatten und war schon spät dran. Ich hatte ihm versprochen, noch vor Jahresende einen Roman abzuliefern und brachte Neuigkeiten, die ihn erfreuen würden. Auf dem Beifahrersitz lagen die beiden Blätter, die ich in der Nacht zuvor beschrieben hatte, und ich wusste, er würde lächeln, wenn ich sie ihm zeigte, denn er wie auch ich wussten, dass ich, wenn ich erst einmal ein Buch zu schreiben beginne, nicht aufhöre, bis ich beim Schlusspunkt des letzten Absatzes der letzten Seite angelangt bin. Zweimal streifte ich die Mittelleitplanke der Autobahn. Einmal, da ich auf die Blätter auf dem Beifahrersitz blickte, das zweite Mal, da ich die Augen geschlossen hatte, um zu sehen, ob sie bereits aufgewacht war. Sie schlief noch, wie eine Blume, wie ein wolkenloser Himmel. Ich fuhr in die Stadt ein, und auf meinem Weg blinkten mir sämtliche Ampeln entgegen. Ich war fünfzehn Minuten zu spät. Für gewöhnlich schimpfen die Wachen bei Verspätungen und erwidern auf sämtliche Entschuldigungen, Besuchszeit sei um vier Uhr, aber an diesem Tag waren sie seltsam freundlich. Sie nahmen nicht einmal eine Leibesvisitation vor, fragten mich lediglich, in welchem Pavillon er sich befindet und ob ich ihm ein

Päckchen Zigaretten mitgebracht habe, und als ich verneinte, forderten sie mich auf, ihnen zu folgen. Als ich im Besuchsraum ankam, war er schon da. In seiner blauen Anstaltskleidung kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich zu und sagte du bist der Einzige, der an mich denkt. Zu diesem Zeitpunkt saß mein Verleger beinahe schon drei Jahre ein. Er war in flagranti dabei erwischt worden, das Buch eines jungen Autors zurückzuweisen, indem er ihm mitteilte Sie wissen schon, wie es ist, die Leute lesen heutzutage wenig, und schon gar nichts von einem jungen Autor, von dem sie noch nie gehört haben. Bei Gericht, wo ich als Zeuge der Verteidigung auftrat, wog vor allem eine Reihe von Briefen schwer gegen ihn, die er eigenhändig unterschrieben und in denen er stets nur den einen Satz geschrieben hatte: In der Anlage retournieren wir das eingesandte Original und bedauern, Ihnen mitzuteilen, dass wir von einer Veröffentlichung Abstand nehmen müssen. Er fasste eine Gefängnisstrafe von zehn Jahren aus. Zu Beginn war es für ihn sehr schwierig. Verleger und Pädophile werden in Gefängnissen besonders schlecht behandelt. Obwohl er es mir nie erzählte, nehme ich an, er wurde vergewaltigt.

In der Besuchszeit blickten uns alle von der Seite an. Die ärgsten, zerrauftesten Rotznasen, Kinder von Drogenhändlern und Zuhältern, zeigten auf meinen Verleger, kamen näher und traten ihm gegen das Schienbein. Alte Zigeunerinnen spuckten im Vorbeigehen auf den Boden und verfluchten ihn. Männer fragten ihn grundlos, ob er die Fresse poliert haben möchte. Strohblonde Mädchen bewarfen ihn mit brennenden Zigarettenkippen. Jeder dort wusste, dass er Verleger war, und alle verachteten ihn. Mir selbst haben Verleger nie etwas ausgemacht. Von Kind an war ich es gewohnt, sie zu sehen. Ich sprach mit ihnen. Die Verleger wunderten sich darüber und wussten nicht, ob sie mir antworten sollten. Sie sahen die Sklavin Madalena an, die ihren Blicken auswich. Ich sprach erneut zu ihnen. Die Verleger antworteten und machten mit mir Späße, wie man sie mit Kindern macht. Die Sklavin Madalena redete mit niemandem darüber. Ich war klein und wusste nicht, dass dies unser Geheimnis war. So machten mir Verleger nie etwas aus. Sie kamen durch die Küchentür herein. Voller Mitleid bot ihnen die Sklavin Madalena einen Teller Suppe an, betrat das Wohnzimmer und teilte unter vielen Entschuldigungen meinem Vater mit, dass ein Verleger in der Küche sei. Mein Vater trug ihr auf zu fragen, welches Anliegen ihn hierher gebracht habe. Die Sklavin Madalena ging zurück in die Küche und unterbreitete dem verlorenen Blick des Verlegers die Frage, und dieser sagte jedes Mal, er wolle wissen, ob der neue Band mit den Sonetten fertig sei. Die Sklavin Madalena ging abermals ins Wohnzimmer, und wenn sie in die Küche zurückkehrte, sagte sie einmal einfach nein, ein anderes Mal brachte sie auf einem Silbertablett ein kleines Bündel handbeschriebener Blätter, um die ein rotes Band geschlungen war. Ich war noch sehr klein und spielte oft in der Küche, und oftmals bekam ich all das mit. Drei Tage nach Beendigung meines ersten Romans war ich mit meinem Vater im Wohnzimmer, als die

Sklavin Madalena eintrat. Sie sagte, ein Verleger sei in der Küche. Mein Vater trug ihr auf zu fragen, welches Anliegen ihn hierher gebracht habe. Als sie wiederkam und sagte, er wolle wissen, ob der neue Band mit den Sonetten fertig sei, hieß mein Vater sie nein, noch nicht zu sagen, dass ich jedoch einen Roman geschrieben hätte, und er wies sie an zu fragen, wann dieser publiziert werden könne. Die Sklavin Madalena ging in die Küche und kam wieder, sagte, in einem Monat. Mein Vater nahm aus der Schublade ein rotes Band und schlang es um das Manuskript. Die Sklavin Madalena holte aus dem Speisezimmer das Silbertablett.

Auch wenn ich auf sonst so viele Menschen treffe, die an Bushaltestellen meine Bücher lesen, auch wenn ich sonst so viele Studenten mit meinen Büchern unter dem Arm unbekümmert umherwandern sehe, werde ich niemals gleichgültig bleiben, wenn jemand in meiner Nähe eines meiner Bücher liest, niemals, in wie viele Sprachen auch immer meine Bücher übersetzt und von Menschen in Sprachen voller Konsonanten gelesen werden. In den Worten, die ich geschrieben habe, bleibt das, was ich einen Augenblick oder ein Jahr oder mein ganzes Leben lang dachte. In den Worten, die ich geschrieben habe, bleibt das, was ich war, das, von dem ich nicht weiß, ob ich es noch bin. Wenn jemand in meiner Nähe eines meiner Bücher liest, bin ich ein verschämtes Kind. Während mein Verleger las, schlug ich im Besuchsraum des Gefängnisses die Beine übereinander und stellte sie wieder nebeneinander auf den Boden, schlug ein Bein über das andere und stellte es wieder auf den Boden, zündete mir eine Zigarette an und drückte sie aus, zündete die nächste Zigarette an und drückte sie aus. Sie in mir wachte ganz langsam auf, streckte die schlanken Arme aus, schloss die Hände mit den zarten Fingern zu einer Faust und rieb sich die Augen mit dem bezaubernden Liebreiz eines erwachenden Kindes. Die Ruhe, mit der sie mich anlächelte, brachte auch mich zum Lächeln und beruhigte mich. Ich öffnete die Augen. Mein Verleger war mit dem Lesen fertig. Er hob seinen Blick vom Papier und ließ ihn auf mir ruhen. Zwei echte Männer. Wir standen auf und umarmten einander, Freunde, Brüder in diesem großen Augenblick. Da standen wir inmitten des Besuchsraums und umarmten einander. Die anderen, Häftlinge und ihre Familien, bewarfen uns mit allem möglichen Abfall: mit Dosen, schmutzigen Servietten, Obstschalen, benutzten Taschentüchern.

In den folgenden Wochen legte sich meine Mutter jeden Abend nach dem Essen zur Seite gedreht auf das große Sofa. Die Katzen legten sich wie eine aus vielen Farben bestehende Decke auf sie und ließen nur ihren Kopf frei. Die Sklavin Miriam setzte sich mit einem Gefäß voll aufgeschnittener Oliven und mit einem leeren Gefäß auf den Boden. Ich setzte mich an den Schreibtisch. Mit zwei Fingern nahm die Sklavin Miriam eine Olive aus der Schüssel und ließ sie zwischen den Lippen meiner Mutter verschwinden. Die kleine Frucht wanderte durch den Mund meiner Mutter, der Kern wurde in die Hand der Sklavin Miriam gespuckt und machte tock am Boden des Gefäßes oder tick, wenn der Boden schon mit einem Berg von Kernen bedeckt war. Wenn ich dort am Schreibtisch saß, war mein Warten süß, da voller Gewissheit, ein bestimmter Augenblick würde sich einstellen. Wenn ich dort am Schreibtisch saß, war die Süße meines Wartens überall im Zimmer: im abgenutzten Kalk der Wände; im Licht, das den schemenhaften Schatten meines Wartens zeichnete; in den ausgebliebenen und abgetretenen Teppichen; in den Bildern, die ich schon nicht mehr sah, da ich all die Landschaften so gut kannte; im Fenster und in der Nacht, die sie in die Ferne bis zu den Bergen trug: groß und schwarz.

Wenn meine Mutter und die Sklavin Miriam den Raum verließen, begann ich zu schreiben. Niemals war ich so glücklich wie in diesen Nächten. Ich schloss die Augen und sah sie in mir. Die schönste Frau der Welt. Und ich lernte ihr Gesicht immer besser kennen, lernte ihren Blick immer besser kennen, mit dem sie mich ansah und anstrahlte. Stundenlang verharrten wir so und sahen einander an. Manchmal schloss ich des Nachts die Augen, um sie zu sehen. Dann war da ein Licht, das allmählich durch meine Lider drang. Ich schlug die Augen auf, und es war bereits Tag. In diesen Stunden lernten wir einander kennen. Ich sah eine Frau, die mich ansah: Ihr aufmerksamer Blick verfolgte jedes Aufstrahlen, mit dem meine nach innen gerichteten Augen ihr sagten, wie sehr ihre Schönheit mich zu ihr hinzog. Ohne miteinander zu sprechen, entstanden in diesen Stunden in uns Gewissheiten. Auch heute noch kann ich das nicht erklären. Schönheit und Liebe sind verbotene Geheimnisse. In diesen Stunden waren Schönheit und Liebe etwas Einfaches. In unseren Blicken taten sich Wege zu Schönheit und Liebe auf. Ich sah sie im selben Augenblick an, in dem sie mich ansah. Dies war das Geheimnis, das Wunder, die einfachen verschlungenen Wege, die wir gingen, um einander kennenzulernen und stille Worte auszusprechen: große, tiefe Worte, Abgründe, Worte des Blutes und die nun - ich ein junger Mann, sie eine junge Frau - Worten sanfter Sonne glichen, und milder Sonne, und zarter Sonne. Heute weiß ich, dass ich damals liebte und geliebt wurde. Die Schönheit der Frau aus Licht, die in mir war, wurde damals mit diesem Gefühl eins. Diesem Gefühl. Diesem Gefühl der Begeisterung, das jeden Moment meines Lebens beherrschte, dem Fieber, aus dem ich nicht erwachte, selbst wenn ich es gewollt hätte, diesem Gefühl, das ein Wort war: Liebe: ein ungewöhnliches, da bedeutendes Wort, ein in meinen Augen bedeutendes Wort, auch wenn ich doch wusste, dass es ein Wort war, das ich seit meinem siebzehnten

Lebensjahr ins Banale gezogen hatte. Dieses Gefühl, das ein Wort war; und ich fragte mich, wie viele Menschen es wohl ins Banale gezogen haben mögen. Ich fühlte, dass ich dieses Gefühl in seiner Gänze empfand. Ich liebte und wurde geliebt. In diesen Nächten schrieb ich. Und die Worte, der Text vor mir, gaben ihr ein Leben außerhalb von mir. Nachdem meine Mutter alle Oliven gegessen hatte, nachdem sie sich schwerfällig erhoben hatte und zu Bett gegangen war, nachdem die Sklavin Miriam das Gefäß mit den Kernen in das andere, bereits leere, gestellt hatte und ebenfalls zu Bett gegangen war, schrieb ich. Ich lehnte mich im Sessel zurück. Wenn ich beim Schreiben innehielt, legte ich den rechten Arm neben die beschriebenen Blätter und sah ihn zittern. Es machte mir schon nichts mehr aus. Die Gewissheit unserer Liebe war beruhigend. Beim Schreiben berührte sich irgendetwas von uns. Beim Schreiben fühlte ich sie durch mich gleiten, fühlte ich sie mich durchgleiten. Dann schloss ich die Augen und sah sie lächeln. Denn selbst wenn in mir, gab es doch auch auf dem Blatt Papier, im Text, ein wenig von ihrem Engelsgesicht, von der Weite ihres Blicks und ihren weichen Bewegungen. Manchmal stand ich auf, nahm die Blätter, die in meiner Hand zitterten und las langsam, was ich geschrieben hatte. Nach jedem einzelnen Satz hielt ich inne und hörte ihn in meiner Erinnerung gelesen. Sie war der Text. Sie war jedes Wort, jedes einzelne Wort bezeichnete ihre Gesten und all das, was an ihr schön war. Sie war der Sinn der Worte. Sie war weder Körper noch Geist. Sie war der Sinn der Worte. Nicht Erde, nicht Himmel und auch nicht Nacht oder Sterne. Ihr Sein war viel mehr, als wir zu berühren oder zu verstehen vermögen. Es war sie, die existierte, da von mir gefühlt. Sie existierte in mir und im Text für all jene, die ihn lesen würden. Sie existierte, weil es sie gab, weil es sie gab, um gefühlt zu werden. Die Nächte verstrichen, und wir lernten einander kennen. Da sie in mir war und auch im von meiner Hand geschriebenen Text, dachte ich schon, sie

wäre ein Teil von mir. Ich täuschte mich. Sie war mehr als ich. Sie existierte in mir weit über mich hinaus. Sie war schön. Ich dachte, nun würde ich die Bedeutung der Liebe kennen.

Die Liebe ist das Blut der Sonne in der Sonne. Die tausendfach wiederkehrende Unschuld im ernsthaften Verlangen zu wünschen, der Himmel möge verstehen. Leichte und linde Stürme erheben sich im sanften Atem der Liebe. Wie eine Pflanze, die durch die Erde bricht. Die Liebe ist das Sonnenlicht, das die süße Stimme dieser Pflanze trinkt. Etwas, tief im Tiefen. Die Liebe ist der Sinn aller unmöglichen Worte. Die Liebe ist, das Innere eines Gebirges zu durchqueren, die Urstunden der Welt zu durchlaufen. Die Liebe ist der frische Frieden und Nahrung eines Feuers tief, tief, tief, tief, tief im Inneren der Tage. Der Morgenhimmel, der wie ein Fluss dahingleitet. Die Nachmittagssonne als Gewissheit. Die Liebe entspringt der Fülle des Lichts und der Urkraft von Felsen. Die Liebe entspringt dem Meer, den Wellen in der Weite des Ozeans und dem ewigen Sand. Die Liebe entspringt so vielen gegensätzlichen und wahren Dingen. Es entstehen Orte für die Liebe, und in diesen himmlischen Gärten bedeutet eine Brise, die sanft auf das Gesicht fällt, die Rettung.